

Der unverwundliche Postillon.

Von Siegmund Feldmann.

Seit reichlich achtzig Jahren lenkt er mit Hottob! und Süß! seinen Karren und noch immer sitzt er droben und singt sein munteres Lied. Noch vor zehn Jahren wurde er von unserer königlichen Oper in nagelneue Kleider gesteckt und mit großem Klimateam zu Kaisers Geburtstag aufgeführt und nun läßt „Der Postillon von Longjumeau“ seit vorgestern seine keribante Reife wieder über die Charlottenburger Opernbühne knallen, als ob es wirklich auf ihn ankäme, als ob es seine Lokomotive, seine Kraftwagen und sein Luftschiff gäbe. Diesem Schmeißer über vom Knischböck kann unser ganzer moderner Verkehrshumbug nichts anhaben. Wenn die Weisen aufstehen, die in keinem Wort eingefroren sind, dann zieht die alte Reflexomanie wieder durch unsere Seele und wir begreifen den schmutigen „Schwager“, als wäre er wirklich unserer lieben Schwester Mann.

Die Leute von Longjumeau sind aber auch nicht wenig stolz auf diesen Mitbürger, der ihrem Volk einen solchen Hoppet Lufterblickheit verschafft hat. Sie haben ihm sogar auf ihrem armenlichen Hauptplatz ein Denkmal errichtet, auf den der gute Chapelon lebensgroß und breitbeinig in barem Erz in den Himmel ragt, daß man glauben könnte, er habe zum mindesten die soziale Frage und obenreiner durch die Dürchdratur des Zirkels gelöst. Dieses Standbild illustriert wieder einmal das Wort: „Nur was nie und irgends sich begeben ...“ Denn der herrliche Postillon und seine treue Magdalene haben nie gelebt, die ganze wunderbarliche Geschichte ist eine blanke Erfindung der Textdichter, die keinen Augenblick an Longjumeau gedacht hatten. Der Ort dant ist lediglich ein netterliches Bedürfnis und einer Tenoristenkante, daß er zum Schauspiel der so dauerhaften Oper erfahren wurde. Der Textdichter hatten ja den bereits vorhandenen Noten Adams die Worte zu schreiben begonnen:

Ah! qu'il est beau, ah! qu'il est beau, Le postillon. . .

Ja, welcher Postillon? reinem mußte er auf beu. Adam schlug Scanz vor. Allein das war zu kurz. So verfiel man denn auf Palaiseau, und erst auf der Probe wurde aus Palaiseau Longjumeau, weil Cholleit, der Titelheld, das letztere Wort langbarer fand. Da sieht man, wovon zwischen die Unsterblichkeit abhängt.

Aber sagen Sie das den Bürgern von Longjumeau! Sie würden Sie auf der Stelle lynchen. Die lassen sich Chapelon, ihren größten Sohn, um nichts in der Welt rouben. Sie schweben alle Eide, daß er gelebt, und daß sich alles, ganz genau so zugetragen hat. Und heute noch gibt es unwahrscheinliche Kreise, deren Großvater oder Urgroßvater Chapelon persönlich gekannt haben, sie wissen es ganz genau. Und da hat er gehohnt, dort drüben trankte er die Bierde, und da unten, wo jetzt die Brücke der aus dem Quartier Xarin vorbeiführenden Ringelbahn über die Landstraße geht, nistete sein Bräutchen, die Madeline. Vor Jahren, als ich — ach! lang ist's her — auf meinem lahmeren Dreirad und um Worts laute, warf mich der Zufall eines Irrewegs in den übertrieben reizvollen Ort, und da zeigte mir ein besagterter Lokalpatriot alle diese gewichtigen Stätten, die ein großer Mensch betrat. Schließlich schleppte er mich vor ein Tor und sagte mit einigem Erwartungkeit: Da drüben hing sein Bild, aber das hat uns Bismarck weggenommen.“ Und als ich ihn verblüfft anstarrte, erhobte er sich fast, so sicher war er seiner Sache. Alle können es bezugnen, verriechere er. Und in der Tat bekräftigten mir später im Wirtschaftshaus einige mehr oder minder angegrautte Männer, daß sie selber dabei gewesen wären, als Bismarck ihnen das kostbare Bild entführte.

Die mehr oder minder angegrauten Männer hatten recht. Die Geschichte ist wahr, obwar der Eiferne Kasperler ganz unschuldig daran ist, wie Sie gleich sehen werden.

Die Bayern lagen in Longpont, als ein Korporal den Befehl erhielt, mit seiner Mannschaft einen Erkundungszug vorzunehmen. Beim Aufstehen sagt der gerade aufwache Stabsarzt:

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Korporal?“ „Natürlich, Herr Stabsarzt, was solls denn sein?“ „Freunden von mir in Münden beschaulen, es gibt kein Longjumeau. Nun steht es hier auf meiner Karte, und sie reiten gerade drauf los; ich höre auch, es soll dort ein Wirtshaus mit dem Schilde „Zum Postillon von Longjumeau“ geben. Treten Sie ein und bringen Sie mir von dort einen Bratvogel, ein Gürkett, eine Rechnung oder sonst etwas Gedrucktes mit der Firma mit, damit ich einen Beweis habe. Wollen Sie?“

„Die können auf mich zählen, Herr Stabsarzt.“ Mit diesen Worten schwang sich der Korporal in den Sattel. Er hatte auch bald das Schild entdeckt, das an einem Giebelwerk über der Apsidenöffnung beknügt schaukelte. Allein die Bude besaß weder Bratvogel, noch sonst etwas Gedrucktes, das man schwarz, auf weiß nachhause tragen konnte. Da flog, nicht faul, unser Bahr vom Pferde, und gradeweges die Treppe hinauf, drang durch die Luke aufs Dach und

begann mit Hilfe einiger Soldaten das Schild abzuslageln. Die Einwohner hielten entsetzt den Waive, den Pfarrer und alle sonstigen Antipersonen herbei, die den grimmen Reitermann händeringend beschworen, ihnen doch ihr heiliges Wahrzeichen — das kostbare Denkmal bestand damals noch nicht — zu lassen. Aber dieser hatte das Schild losgelöst und auf seinen Kiepper gepackt, und da er notdürftig französisch radebrach, erklärte er, um sich Ruhe zu schaffen, kein geringeres als Bismarck hätte ihn befohlen, das Bild zu holen; das müsse er um jeden Preis haben, hätte der Kaiser gelobt. Bei diesem Namen verknümmten die Bürger in höchstem Schreck, und an Tage darauf nahm diese herrliche Tropfähe den Weg von Longpont nach Münden zu den zweifelnden Freunden.

Ich hörte diese Anekdote, die wohl noch keinem Geschichtswerk über die „große Zeit“ von damals — es kam leider noch eine größere — aus dem Munde des Komponisten Victorin Jonckeres, von dem eine Oper „Johann von Lothringen“ auch in Berlin aufgeführt wurde, in der, wie ich mich erinnere, Lola Beetz ebenso lieblich ausfiel wie lang. Er hatte eine Art Tante da draußen, die diese grausame Begebenheit selber mit angesehen und nie vergessen hat. Auch die anderen Leute von Longjumeau haben sie nicht vergessen, das Herz blutet ihnen noch noch immer darüber. Sie fanden es damals ganz natürlich, daß Bismarck sich diese großartige Beute sichern wollte; vielleicht hatte er sich nur um ihrehellen auf den Krieg überhaupt eingelassen. Und wie ich sie kenne, steht heute die Wiedererlangung des Bildes ihres unverwundlichen Postillons an der Spitze ihrer „Kriegsziele“. Das links Rheimser kann worten.

Der Zaugenichts.

Von Hermann Bahr.

In der „Neuen Rundschau“ klagt Thomas Mann: „Der deutsche Mensch ist heute kein Zaugenichts mehr — o mein.“ Weit sei Dank daß das endlich einer bemerkt und klug bemerkt, als einen Verlust, eine Verminderung, Verkürzung, Verarmung der deutschen Art empfindet, als eine Gefahr, die den Deutschen an seiner Seele bedroht, deren mächtiger Ernst erschläft, wenn ihm dieser leise Zug zum „Zaugenichts“ abhanden kommt, der Jean-Paul-Zug, der Eichendorff-Zug, der romantische Zug, der übrigens weit älter als alle Romantik ist, er lautet schon an den Lippen Herrn Wolthers von der Vogelweide, der siebe Zeiso hat ihn auch, so oft ihm Gott wieder einmal „ein kleines Kucklein“ lehnt, und da zog kein Ritter ins gelobte Land, der sich nicht die Zeit nahm, zwischen ein herzhafter Zaugenichts zu sein — wir sind, hoch und niedrig, immer ein Volk von Zaugenichtsen gewesen, bis wir unsere Ansehnd verloren und jetzt auf einmal an indischer „Züchtigkeit“ mit den Engländern wetteifern, gerade jetzt! Mit Gott sei Dank, daß es Thomas Mann anzukommen mag, wahrhaftig kein spohrhafter Schriftsteller, kein Platon seiner Kunst, jenem selbst voll „Züchtigkeit“ in ihr, einer, der nichts leicht nimmt, der sich alles erarbeitet hat, den auch in der Armut noch seine Würde, selbst wenn er zu scherzen scheint, Gewissenheit niemals verläßt und dessen Vaterländischer Sinn seit seiner bis ins Mark preußischen „Körperlichkeit“, mit preußischer Ehrlichkeit, Friedrich des Großen und die Koalition“ doch heilloslich unbedingtheit ist! Aber auch ihm wird jetzt angst vor dieser schmechlerischen neudeutschen „Züchtigkeit“, offenbar eben aus Angst um den deutschen Ernst gerade, der ja jenen heulenden Zaugenichts nicht entbehren kann, denn die beiden sind im Grunde dasselbe, einer braucht den anderen, der Zaugenichts in jedem Deutschen ist nichts als unser deutscher Ernst von der anderen Seite.

Des Deutschen Stolz war zur großen Zeit, daß wir das metaphysische Volk sind: wir leben drüben, dort ist unsere Wahrheit und der irdische Teil unserer Existenz gibt uns nur so viel, als sich davon auf den anderen, den verborgenen, den künftigen, der doch allein alles entscheidet, für den allein wir da sind, beziehen läßt, als Übung, Kränzung und Vorbereitung. Was in diesem Leben hier sich nicht auf jenes dort beziehen, was sich in der Zeit nicht in Prüfung, Übung, Vorbereitung zur Ewigkeit oder doch in Gleichnis, Beispiel und Sinnbild der Ewigkeit verwandeln läßt, das laßt nicht, und so verhält man sich dazu wie am besten selber als Zaugenichts. Wer den Sinn des Lebens kennt, dem ist nichts Irdisches an sich mehr wichtig und nichts unwichtiges, weil er alles ja ins Ewige deuten kann). Der Deutsche, der alte Deutsche, hand auf Erden fest, mit dem Blick zum Himmel. Der Neudeutsche bohrt sich mit der Nase in der Erde ein. Immerzu, wenn's ihm schmeckt! Nur soll er uns nicht vormachen, das sei deutsch. Es ist englisch, Engländer haben zuerst das Evangelium der irdischen „Züchtigkeit“ verhängt: die Puritaner; und wer jeden nur noch nach seiner Leistung, nach seiner Fruchtbarkeit in Irdischer Arbeit, die er tut, nach dem Nutzen, den er bringt, nach dem Gewinn, den er den Geschäfte, seinem eigenen oder dem Geschäfte der Nation, trägt, einschätzen will, der äßt englischen Geist nach.

Was ein richtiger Engländer ist, es gibt unrichtige genug und von der herrlichsten Unrichtigkeit, aber das sind die elisabethianischen, mit dem Handelsmann hat der Puritaner gefordert, den die Arbeit für den Zweck des Lebens, er schämt sich der Pausen in der Arbeit, er hat ein solches Bewußtsein, wenn er nichts verdient, wenn er nichts tangt. Deutsch aber ist es in allen großen Zeiten immer gewesen, Arbeit, Geschäft, Erwerb nur bloß als Mittel zu behandel, den Zweck des menschlichen Lebens oder in seiner eifrigsten Ertrag zu setzen, in dem Ertrag an innerer Reinigung, Entschleunigung, Befreiung. In allen großen Zeiten hat unser deutsches Volk nach Tugend gestrebt. Frische „Züchtigkeit“ wäre ihm doch ein gar zu färglicher Ertrag dafür, und das modische Schlagwort von der „Erüchtigung“ wird der wahrhaft Deutsche nur eingeschränkt gelten lassen, nur so weit, als Erüchtigung einem auch zu färglicher Verbesserungsmittel heißt. Weit aber davon bisher noch kein Beispiel bekannt worden ist, wollen wir uns dieser fädengänglichen „Verklärung des Geschäftsmenschen“ (das Wort ist von Max Weber) doch lieber nach Kräften zu erwehren trachten und, schon als gutes Gegenmittel, nach alter deutscher Art den Zaugenichts in Ehren halten, für den immer Sonntag ist, nur welcher inneren Entfaltung des Gemüts über so vielleicht niemals ein Kenner wird, aber vielleicht eher als manch ein Kenner hoffen darf, daß sich Gott seiner erbarmt.

Gar aber wir Deutscher, die doch allem Anschein nach die Natur wirklich nicht zur „Erüchtigung“ bestimmt haben konn, sie hätte sonst ihre Zange nicht sehr geschick gemacht, sind nicht lina, wenn wir jetzt auf einmal den Ehrgeiz haben, geschäftlich „stramm und straff“ zu sein. Es steht uns nicht, niemand glaubt's uns und wir gefährden bloß unsere besten Eigenschaften damit: den hohen Geist, den den reinsten Wälderbücheln, den Reich von Müll, den unser Leben hat, worin zwar Banntweihen nicht sehr gedeihen, aber haben wir ihrer nicht so schon mehr als genug? Können wir uns das anwöhnen, unserer eigenen Art zu trennen, uns doch abgewöhnen, Allen fremder Art zu sein? Selbst wenn uns das „Stramme“, das „Straffe“, dem wir schon leidlich widerstreben, dennoch wirklich gelänge, was hätten wir: wer hätte was davon? Nur das „Stramme“, das „Straffe“, wird von den anderen schon ansiebig verachtet. Wer aber wird in der Welt für Dumst, Jactantia und Wohlstand werten, wenn auch wir noch unsterben?

Theater und Musik Liebe.

Veitshabener.

Von Anton Wildgans sah mich mitanagt „Die Armut“, ein lortlich durchwachtes Traverspiel, das trotz janderer Dramatik sympathisch wirkt. Mit seinen Herbeiten und Ironien wärde es in der Erinnerung, wenn man es an dem neueren und viel ereignisreicherer Räucher nicht, der geben seine zahme Zeichnung über uns hindrücke. Der über die Bühne sich ausbreitende Brister ist dahinter gekommen, daß man dabei kein Blut zu schmeißer traugt. Man muß nur antippen, an Gesprächen ein bisschen herumfädeln und frühzeitig den Abschied anwachen. Dieses hausälterliche Prinzip wird abermals durch hübsche Verse angereichert. Im Zukünftige gibt es überhaupt nur Lust, die das Drama ferdlich absetzt und die Gestalten der Verpflüchtung erweist, über allgemeine Bestandverrichtungen des Schistes hinaus traglich zu sein.

Das Werk schildert uns Eheliches und mißt sich mit jantem Erfolg um die ewigliche Aufführung der Erwachsenen. Es nicht uns durch die Wahrnehmung zu erschlütern, daß junge Leute durch die Ehe zwar nicht älter werden, den verborgenen, den künftigen, der doch allein alles entscheidet, für den allein wir da sind, beziehen läßt, als Übung, Kränzung und Vorbereitung. Was in diesem Leben hier sich nicht auf jenes dort beziehen, was sich in der Zeit nicht in Prüfung, Übung, Vorbereitung zur Ewigkeit oder doch in Gleichnis, Beispiel und Sinnbild der Ewigkeit verwandeln läßt, das laßt nicht, und so verhält man sich dazu wie am besten selber als Zaugenichts. Wer den Sinn des Lebens kennt, dem ist nichts Irdisches an sich mehr wichtig und nichts unwichtiges, weil er alles ja ins Ewige deuten kann). Der Deutsche, der alte Deutsche, hand auf Erden fest, mit dem Blick zum Himmel. Der Neudeutsche bohrt sich mit der Nase in der Erde ein. Immerzu, wenn's ihm schmeckt! Nur soll er uns nicht vormachen, das sei deutsch. Es ist englisch, Engländer haben zuerst das Evangelium der irdischen „Züchtigkeit“ verhängt: die Puritaner; und wer jeden nur noch nach seiner Leistung, nach seiner Fruchtbarkeit in Irdischer Arbeit, die er tut, nach dem Nutzen, den er bringt, nach dem Gewinn, den er den Geschäfte, seinem eigenen oder dem Geschäfte der Nation, trägt, einschätzen will, der äßt englischen Geist nach.